

**Hrsg. Ullrich Junker**

# **Märchen und Geschichten aus dem Isergebirge.**

Von  
Adalbert Pohl (Wurzelsdorf).

© im August 2017

Ullrich Junker

Mörikestr.16

D 88285 Bodnegg

## Vorwort

Adalbert Pohl war ein Heimatforscher im Isergebirge. Er hat sich für die Sagen und Märchen und deren Ursprung interessiert. Auch die Mundart und die typischen Redewendungen hat er erforscht. Im weiteren hat er sich auch mit den schon damals vergessenen Ort- und Flurnamen beschäftigt. A. Pohl hat seine Forschungen in den Jahrbüchern des Deutschen Gebirgsvereins Jeschken- und Jser-Gebirge veröffentlicht.

Adalbert Pohl wurde am 3. Okt. 1861 in Wurzelendorf (Kořenov) Nr. 376 geboren. Nach den Realschulen in Reichenberg (Liberec), Leitmeritz (Litoměřice) studierte er von Okt. 1880 bis Juli 1884 in Prag an der k. k. Deutschen Technischen Hochschule.<sup>1</sup> Ende 1884 machte er die Staatsprüfung für das Lehramt an Mittelschulen (Chemie und Naturgeschichte). Sein Vater hatte nach dem Tod seines Großvaters Vincenz Palme die Glas- und Holzgeschäfte in Grünthal geführt.

Ab 1884 unterstützte er seinen Vater und leitete das Geschäft. Ab 1893 hatte Pohl als Glashändler in Unter Wurzelendorf (Dolní Kořenov) ein eigenes Geschäft.

Er hatte sich dem Kulturgut des Isergebirges verschrieben, sammelte mundartliche Redensarten, Volkslieder, Sagen und Märchen und veröffentlichte diese in den Jahrbüchern des Deutschen Gebirgsvereins für das Jeschken- und Isergebirge. Beim deutschen Verein in Gablonz (Jablonec nad Nisou) regte er die Gründung von Volksbüchereien an und war an der Öffnung der Bibliothek in Grünthal (Zelené Údolí) maßgeblich beteiligt.

---

<sup>1</sup> Die k. k. Deutsche technische Hochschule in Prag. 1806-1906. Festschrift zur Hundertjahrfeier, Selbstverlag Prag 1906, Seite 490 – 1880/81 neu eingetreten – Pohl, Adalbert (Chemie) Wurzelendorf.

Er war ein belesener Mann. In Grünthal (Zelené Údolí) war er an der Gründung der Bibliothek maßgeblich beteiligt.

Adalbert Pohl ist am 18. März 1897 in Grünthal (Zelené Údolí) Nr. 670 verstorben.

Diese Transkription soll den Heimatforschern eine Stütze bei ihren heimatlichen Forschungen sein.

Im August 2017

Ullrich Junker  
Mörikestr. 16  
D 88285 Bodnegg



Nach mündlicher Überlieferung gesammelt  
von Adalbert Pohl (Wurzelsdorf).

### **1. Die Geschichte vom Bären.**

In einem Walde lebte ein Mann, der hatte zwei Töchter. Einmal im Herbst hatte er kein Feuer, als er auf einer Bergspitze einen Feuerchein sah. Er sagte zu der einen Tochter: „geh’ hin und hole einen Brand von dem Feuer“. Als die Tochter an Ort und Stelle kam, fand sie einen großen Bären bei dem Feuer sitzen, den sie um einen Brand von dem Feuer bat. Der Bär antwortete: „Erst musst Du mir eine Stunde lausen“ (Läuse suchen). Nach einer halben Stunde schlief der Bär ein und das Mädchen nahm ihm einen goldenen Ring, den er um den Hals trug, weg, ergriff ein brennendes Scheit und ging fort. Bald kam es zu einem Birnbaume, der hing voll Früchte und bat: „Schüttle mich, dass die Äste nicht brechen“. Aber das Mädchen sprach: „ich habe keine Zeit“ und ging fort. Bald darauf stand ein Pflaumenbaum am Wege, der hing voll Früchte und bat: Schüttle mich, dass die Äste nicht brechen,

es soll dein Schaden nicht sein“. „Ich habe keine Zeit“, sprach das Mädchen und ging fort. Bald kam es zu einem Backofen, der war voll Kuchen und Striezel und sprach: „Nimm die Kuchen heraus, dass sie nicht anbrennen“. „Ich habe keine Zeit“, sprach das Mädchen, nahm aber doch einen Kuchen heraus und blieb stehen, um ihn zu essen.

Unterdes war der Bär erwacht und lief dem Mädchen nach. Als er zum Birnbaum kam, frug er: „Host’ de nej sahn a Madel loufen, a Brandl rouchen, an golden Ring öm Hols?“ Der Birnbaum sagte: „Ötse ging se!“ Darauf kam der Bär zum Pflaumenbaume und frug: „Host’ de nej sahn a Madel loufen, a Brandl rouchen, an golden Ring öm Hols?“ Der Pflaumenbaum sagte: „Ötse ging se!“ Darauf kam der Bär zum Backofen und frug: „Host’ de nej sahn a Madel loufen, a Brandl rouchen, an golden Ring öm Hols?“ Der Backofen sagte: „Hinter mir stieht’ se!“ Da ging der Bär hinter den Backofen und zerriss das Mädchen. Den goldenen Ring nahm er wieder mit.

Am anderen Morgen sprach der Vater zu der zweiten Tochter: „Deine Schwester kommt nicht wieder, der ist gewiss ein Unglück zugestoßen. Feuer müssen wir haben, sonst erfrieren wir im Winter, geh’ Du und hole einen Brand“. Da gieng die zweite Tochter, und es geschah alles wie das erste mal. Als der Bär eingeschlafen war, nahm sie den Ring und ging davon. Der Birnbaum rief wieder: „Schüttle mich, dass die Äste nicht zerbrechen“. „Ich habe zwar nicht viel Zeit, aber lange wird’s wohl nicht dauern“, sprach das Mädchen, kroch auf den Baum und schüttelte einen Ast nach dem anderen, dass die Birnen nur so herumflogen. – „Du hast mir geholfen“, sprach der Birnbaum, ich will Dir wieder helfen“. Darauf kam das Mädchen zu dem Pflaumenbaume und schüttelte auch diesen, dann räumte sie auch geschwind den Backofen aus. Der Backofen sprach: „Du hast mir geholfen, ich will Dir wieder helfen, stell’ Dich nur hinter mich“. Als der Bär erwachte, sprang er zum Birnbaume und frug: „Host’ de nej sahn a Madel loufen, a Brandl rouchen, an golden Ring öm Hols?“ „Ich ho nischt gesahn“, erwiderte der Birnbaum. Da fraß der Bär die ganzen Birnen, die am Boden lagen. Dann kam er zum Pflaumenbaum und frug: „Host’ de nej sahn a Madel loufen, a Brandl rouchen, an golden Ring öm Hols?“ „Ich ho nischt gesahn“, antwortete der Pflaumenbanm. Da fraß der Bär die ganzen Pflaumen, die am Boden lagen. Dann kam er zum Backofen und frug wieder: „Host’ de nej sahn a Madel loufen, a Brandl rouchen, an golden Ring öm Hols?“ „Ich ho nischt gesahn“, antwortete der Backofen. Da fraß der

Bär von den Kuchen und Striezeln bis er zersprang. Da ging das Mädchen nach Hause und der Vater holte die Bärenhaut und sie lebten jetzt ohne Sorgen. Der Birnbaum und der Pflaumenbaum wurden alle Jahr einmal geschüttelt und der Backofen gab, was sie brauchten, und für den goldenen Ring kauften sie prächtige Kleider.

## **2. Golden Rosengarten Neuland.**

Da war einmal ein König, der war sehr krank, dem sagte ein Traum, er werde wieder gesund werden, wenn er goldene Fische zu essen bekäme. Deshalb ließ er bekannt machen im ganzen Königreiche: „wer ihm goldene Fische brächte, der solle versorgt sein sein Lebenlang und beim König im Palaste wohnen“. Niemand brachte aber die Fische. Endlich erbot sich ein Fischer dazu und der König gab ihm drei Tage Frist: „wenn er die Fische brächte, solle er versorgt sein Lebenlang, wenn er keine brächte würde er aufgehängt“. Der Fischer ging an das Wasser und fischte drei Tage und drei Nächte ohne dass er goldene Fische fing. Da setzte er sich auf einen Stein und war sehr traurig. Als er so dasaß, kam ein grüner Jäger und frug ihn, warum er so traurig sei? „Warum soll ich nicht traurig sein“, sprach der Fischer, „der König hat mir drei Tage Zeit gegeben, ich soll ihm goldene Fische bringen, dann soll ich in seinem Palaste wohnen und versorgt sein mein Lebenlang, wenn ich aber keine bringe, will er mich aufhängen lassen. Nun sind die drei Tage um, ich habe aber noch keine goldenen Fische gefangen“. „Wenn es weiter nichts ist“, sprach der Jäger, „wenn Du mir versprichst, was Du zuhause nicht weißt, so will ich dir goldene Fische verschaffen. In zwanzig Jahren will ich mir das Meine holen.“ – „Hm“, dachte der Fischer, „was kann das sein, was ich zuhause nicht weiß? Ein altes Fischnetz, oder ein Stück Blei, oder sonst eine Kleinigkeit, viel hat's ja doch nicht bei mir“, – und sprach: „Das will ich Dir wohl geben.“ Daraufhin holte der Jäger ein Stück Papier aus der Tasche, ritzte dem Fischer den Arm auf und ließ sich den Vertrag schriftlich geben. Der Jäger verschlang das Papier und verschwand. Der Fischer warf noch einmal sein Netz aus und fing goldene Fische die schwere Menge. Als er jubelnd nach Hause kam, erfuhr er, was das war, was er nicht wusste: er hatte einen jungen Sohn bekommen. Dem Könige ward zur selben Stunde ein Töchterlein beschert. Der Fischer zog ins Schloss, in dem großes Freude herrschte, da der König wieder gesund geworden

war. Der Fischer blieb immer traurig, sagte aber niemandem, was ihn bedrückte. Als der Sohn zwanzig Jahre alt geworden war, borgte sich der Fischer vom Könige den Wagen und fuhr mit seinem Sohne über Land. Unterwegs erzählte er ihm, was es mit seiner Traurigkeit für eine Bewandtnis habe. Der Sohn tröstete den Vater und sprach: „Darum seid ohne Sorgen, da werde ich mich schon kümmern“. Er zog einen Kreis von Kreide um sich, und als der grimme Jäger kam, um ihn zu holen, da sprach er so lange Beschwörungen, bis der Teufel die Handschrift ausspie und so die Macht über ihn verlor. Voll Freude wollte er aus seinen Vater zueilen, da erfasste ihn seine große Welle und zog ihn ins Wasser. Der Vater eilte zum Könige zurück und erzählte, was geschehen sei, aber es glaubte ihm niemand. Er musste wieder in die alte Hütte zurück, weil man glaubte er habe seinen Sohn umgebracht.

Der Sohn wurde unterdes vom Wasser zu einer Insel geführt und blieb an einem Baume am Ufer hängen. Er ging auf die Insel und fand dort ein Strohhaus. Er ging hinein und fand dort auf dem Tische Speise und Trank, die er sich gut schmecken ließ. Dann legte er sich nieder. Am Morgen ging er in die Kirche und sah dort ein sehr schönes Fräulein am Altare knien. Als dieses fortging, sah er ihm nach: kaum hatte es die Kirchenschwelle überschritten, verwandelte es sich in eine Schlange. Am zweiten Tage geschah es ebenso. Da dachte der Jüngling: Du musst doch einmal mit dem Fräulein reden und fragen, warum es immer in eine Schlange verwandelt wird, wenn es die Kirche verlässt. Am dritten Tage frug er sie und sie sagte, dass sie von einem bösen Zauberer verwünscht worden sei. Er könne sie aber erlösen. An Wochentagen komme sie immer allein, an Sonntagen aber immer mit großem Gefolge und da trage sie einen goldenen Schlüssel im Maule. Wenn er ohne Furcht auf sie zugehe und ihr, bevor sie in die Kirche eintrete, den Schlüssel entreiße, so sei sie erlöst. Morgen sei Sonntag.

Am anderen Morgen erhob sich ein großes Getöse, und der Jüngling sah das Schlangenfräulein, umgeben von Schlangen und Drachen der Kirche zukriechen. Da ging er ihr furchtlos entgegen und entriss ihr den Schlüssel. Auf einmal war die ganze Gegend verwandelt, an Stelle der Strohütte war ein großer Palast, das Fräulein hatte seine natürliche Gestalt wieder erlangt und war eine reiche Königstochter. Das Schlangengefolge war ihr Hofstaat, durchaus hübsche junge Leute. Der Sohn des Fischers wurde König und lebte mit seiner jungen Frau in golden Rosengarten Neuland ein Jahr lang glücklich und zufrieden und bekam



auch eine schöne Tochter. Auf einmal erfasste ihn Heimweh, er bat um Urlaub, seine Eltern zu besuchen und wünschte, die Königin möge ihn begleiten. Diese wollte jedoch ihr Land nicht verlassen und gab ihrem Gemahl einen Wunschring mit, mit der Weisung, er möge alles wünschen, was er wolle, nur die Königin dürfe er nicht zu sich wünschen. Er versprach alles, drehte den Wunschring und war in seiner Heimat.

Dort war große Trauer um ihn gewesen. Namentlich die Königstochter hatte sich um ihn die Augen rot geweint, denn sie hätte ihn gern zum Gemahl gehabt.

Der alte Fischer kam wieder in den Königspalast und alle waren vernügt. Als der Fischersohn seine Abenteuer erzählte, wollte ihm niemand glauben, wenn er nicht seine Frau herbrächte. Da man immerfort und immerfort an seinen Aussagen zweifelte, beschloss er, seine Frau herzurufen. Er drehte an dem Ringe und sprach den Wunsch aus. Da erschien seine Frau. Sie war aber sehr erzürnt und nahm ihm den Wunschring weg mit den Worten: „Nun hast Du Dein Glück verloren auf immerdar!“ Dann verschwand sie. Der Fischersohn wurde sehr betrübt und beschloss seine Frau zu suchen, sei es auch bis ans Ende der Welt. Nirgend erfuhr er jedoch, wo „golden Rosengarten Neuland“ liege. Endlich kam er in einen Wald, dort hausten Riesen. Den ersten, dem er begegnete, frug er nach golden Rosengarten Neuland. „Erdwürmel, Du willst nach golden Rosengarten Neuland? Da wirst Du wohl nicht hinkommen. Ich will Dich aber zu meinem Bruder Wind tragen, vielleicht weiß der den Weg“. Der zweite Riese wunderte sich sehr, denn er hatte seinen Bruder schon viele Jahre nicht gesehen. „Na Bruder, was wirst Du mir bringen“, fragte er daher. „Bruder, da ist ein Erdwürmel, das will nach golden Rosengarten Neuland, weißt Du nicht, wo das ist?“ „Ich selber weiß es nicht“, antwortete der Bruder, „aber ich will meine zwölf Gesellen fragen“. Dann nahm er eine große Pfeife und pfiff auf seine Gesellen. Diese kamen von allen Seiten herbei, nur der zwölfte ließ lange auf sich warten. Endlich kam auch dieser und entschuldigte sein langes Ausbleiben: „er sei in golden Rosengarten Neuland gewesen, dort solle morgen Hochzeit sein; es sei die ganze Wäsche zum Trocknen aufgehängt, die habe er immer heruntergeblasen“. „Na, da soll dirs noch einmal so hingeh’n“, sprach Bruder Wind, „da ist ein Erdwürmel, das will nach golden Rosengarten Neuland“. Der Fischersohn bedankte sich schön bei den Riesen und auf den Rücken des Gesellen, der ihn rasch bis vor seinen Königspalast brachte. Der Fischer

ging wie ein Bettelmann und setzte sich zu den anderen Bettlern auf die Treppe. Als man ihn fragte, was er wolle, sagte er, er wolle nichts als aus dem Becher der Braut trinken. Das wurde ihm gewährt. Als er getrunken hatte, warf er seinen Trauring in den Becher. Der Diener gab der Königin den Becher, und diese erschrak gar sehr, als sie daraus erkannte, dass ihr Gemahl auf der Insel angekommen sei. Sie fasste sich aber bald, und da sie ihn noch liebte und nur auf das Zureden ihrer Hofleute wieder heiraten wollte, so beschloss sie ihren neuen Bräutigam wieder fortzuschicken. Sie sprach daher zu ihm: „Ich will Dir einmal ein Rätsel aufgeben: Es war einmal ein Schloss, zu dem war der Schlüssel verloren gegangen. Als er lange nicht gefunden wurde, beschloss man einen neuen machen zu lassen. Als der neue fertig war, wurde der alte gefunden. Welcher wird wohl besser passen?“ „Meiner Meinung nach, liebe Braut, doch wohl der alte“, sprach der Bräutigam. Nun, so werde ich mich darnach richten“, sprach die Königin, „mein lieber Gemahl ist wieder zurückgekehrt, ich brauche daher keinen anderen“.

Da musste der Bräutigam wieder abziehen, und der Fischersohn war wieder König.

Darauf wurde ein großes Gastmahl gegeben und – da war ich auch dabei. Ich verschüttete aber einen Teller Fleischsuppe, da wurde es sehr glatt und ich fuhr darauf fort bis hierher. Was aber der König und die Königin machen, weiß ich nicht, wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

### **3. Schugalls Bette.**

Es war einmal ein Fuhrmann, der fuhr nach Triest, Prag, Wien und weiter, und kam oft 9 – 10 Monate nicht nach Hause. Einmal war er wieder dreiviertel Jahr fortgewesen. Da kam er auf der Heimfahrt in einen großen Wald, in welchem die Pferde trotz der größten Anstrengung den Wagen nicht mehr fortbrachten. Weit und breit war keine Hilfe zu hoffen. Da kam ein grüner Jäger und sprach: „Wenn Du mir gibst was Du zu Hause nicht weißt, so will ich Dir helfen. Ich werde mir das meine aber erst in zwanzig Jahren holen“.

Na, dachte der Fuhrmann, was kann das sein, das du zu Hause nicht weißt? Ein altes Zugblatt, oder ein Kummet, oder eine Hacke, vielleicht auch eine alte Huftasche und sprach: „Gut, es soll gelten“. Der grüne Jäger ließ sich das schriftlich geben und verschlang dann das Papier.

Dann half er dem Fuhrmanne, der in kürzester Zeit nach Hause kam. Dort kam ihm sein Weib entgegen mit einem jungen Söhnlein, dem sie während der Abwesenheit des Vaters das Leben geschenkt hatte. Der Vater war sehr erschrocken, denn jetzt wurde ihm erst klar, was der grüne Jäger gemeint hatte. Als der Sohn heranwuchs, bestimmte er ihn zum geistlichen Stande. Alle Fröhlichkeit war von dem Fuhrmann gewichen. Als der Sohn schon die Weihen erhalten hatte, fragte er den Vater, warum er denn so traurig sei? „Ach, lieber Sohn, das kann ich Dir nicht sagen“. „Sagt es nur, lieber Vater“, erwiderte der Sohn, „sei es, was es sei, und wenn ihr mich dem Teufel verschrieben hättet“. „Lieber Sohn“, sprach der Vater, „Du hast es erraten“. Daraufhin erzählte er dem Sohne den ganzen Hergang. Da befahl ihm der Sohn, wieder guter Dinge zu sein, er wolle die Unterschrift schon zurückbekommen. Darauf nahm er Abschied von seinem Vater und versah sich mit geweihter Kreide, einem geweihten Stocke und Weihwasser. So gerüstet suchte er den Weg zur Hölle.

Als er eine lange Zeit gewandert war, kam er an einen Wald, da war weit und breit kein Haus zu sehen. Endlich erblickte er ein Licht und kam zu einer Höhle, in der ein großer Mann lag, der ihn ermorden wollte. Der Pater bat ihn aber, er möge ihn leben lassen, denn er suche den Weg zur Hölle. „Na“, sagte der Mann, „wenn Du in die Hölle gehst, so magst du leben, richte dem Teufel einen Gruß aus und frage, ob er mich kennt, ich bin der Räuber Schugall“. Der Pater kam endlich an das Tor der Hölle. Dort machte er mit der geweihten Kreide einen Kreis auf den Boden und stellte sich hinein, dann schlug er mit dem geweihten Stecken an die Thür, dass sie aufsprang, und den Teufeln, welche nach seinem Begehr fragten, spritzte er Weihwasser ins Gesicht, dass sie laut aufschrien und ihm zuriefen, er möge das sein lassen, sie wollten es ihrem Herrn melden. Als der oberste der Teufel nach seinem Begehr fragte, sagte er ihm, er wolle seines Vaters Handschrift wiederhaben. Die hatte aber keiner von den Teufeln, die in der Hölle waren. Der oberste der Teufel ließ alle Teufel zusammenrufen; aber keiner hatte die Handschrift. Da kam ganz zuletzt noch einer, der hatte sie, wollte sie aber nicht hergeben. Da ließ ihn das Oberhaupt der Teufel mit glühenden Zangen zwicken, ihn in siedendes Öl werfen, in Stücke zerreißen – es half alles nichts. Unterdes schlug der Pater immer ärger an die Höllenpforte und spritzte Weihwasser nach den Teufeln. „Na“, sagte

der Oberteufel, wenn alles nichts hilft, dann müssen wir ihn in Schugalls Bette legen“. Da fing aber der Teufel an zu bitten, man möge das nicht tun, lieber wolle er die Unterschrift hergeben. Und so geschah es auch. Da ging der Pater wieder heim und war aus der Gewalt des Teufels erlöst. Als er wieder zu Schugall kam, wartete dieser schon auf ihn, und der Pater erzählte ihm, dass der Teufel mit glühenden Zangen gezwickt worden sei, dass man ihn in siedendes Öl geworfen habe,“ dann sei er zerhackt worden – alles habe nichts geholfen, erst wie man gedroht habe, ihn in Schugalls Bette zu werfen, habe er Furcht bekommen. „Ach, lieber Pater“, sagte Schugall, „was muss das für ein Bette sein, das mir bereitet ist, wenn sich selbst die Teufel davor fürchten, o lieber Pater, sage mir, ob ich noch Buße tun kann?“ „Auch Dir können die Sünden noch vergeben werden“, sprach der Pater, wenn Du aufrichtig bereuest. Hast Du den Stecken noch, mit dem den ersten Menschen erschlagen hast?“ „Ja“, sprach Schugall, „den habe ich noch“. „So stecke ihn in die Erde und trage mit Deinem das Wasser herzu und begieße den Stecken, und wenn er wieder grün wird, dann ist Dir vergeben. Ich aber will in der heiligen Messe Deiner gedenken.“

Nach vielen Jahren kam der Pater, der unterdes schon Bischof geworden war, wieder in den Wald, diesmal aber gefahren. Da sah er einen Apfelbaum über und über mit Früchten behangen. Er schickte den Kutscher, er möge ihm Äpfel bringen. Als aber der Kutscher die Früchte pflücken wollte, rief eine Stimme: „lass stehn!“ Der Kutscher erschrak und berichtete dies seinem Herrn. Der ging selbst, und als er zu dem Baume kam, sprach die Stimme: „Warum hast Du Schugalls nicht gedacht, wie Du versprochen? Siehe, der Stecken hat Früchte getrieben, nur die heilige Messe fehlt noch zu meiner Erlösung“. Da ließ der Bischof den Wagen wenden und las im nächsten Orte die Messe, auf die er bisher immer vergessen hatte, und beim „ite missa est“ flog eine weiße Taube durch die Kirche, verneigte sich vor dem Bischof und verschwand. Das war Schugalls Seele, die durch die ernste Buße gerettet worden war.

#### **4. Die drei Männer.**

Die alte Frau erzählte:

Ich hatte gestern einen schweren Traum. Ich stand auf einem hohen Berge, da kamen drei Männer auf mich zu: ein roter, ein weißer und ein schwarzer. Der rote begann: „Gehe hin und verkünde, es wird großes Blutvergießen kommen über die Erde, und die Soldaten werden im Blute gehen bis über die Knie, darum ist mein Gewand so rot wie Blut“. Der zweite sprach: „Ein großes Sterben wird die Menschheit heimsuchen, Pest und Ruhr werden die Städte verwüsten, und allenthalben werden Leichen liegen, darum ist mein Gewand so weiß“. Da machte die Erzählerin eine Pause. „Nun, und der schwarze?“ fragte ein neugieriger Zuhörer. „Den kannst Du so lange waschen, bis er weiß wird“, antwortete die Erzählerin.

#### **5. Bruder Daum.**

Es war einmal ein Fuhrmann, der hatte niemanden und bat den lieben Herrgott um einen Bruder, wenn er auch nur wäre, wie der Daumen so groß. Eines Morgens fand er einen Bruder auf dem Tische, der war so groß wie ein Daumen und er nannte ihn den „Bruder Daum.“ Den nahm er überallhin mit und setzte ihn hinter die Ohren des Pferdes. Wenn ein Fuhrwerk entgegenkam, rief er immer: „Weicht aus“! und niemand wusste, wer der Schreier sei. Da kam einmal ein Herr in einer Kutsche gefahren und den Bruder Daum schrie wieder: „Weicht aus“! Der Herr verwunderte sich sehr und frug den Fuhrmann, wer denn da schreie. Da erzählte ihm dieser, er habe einen kleinen Bruder, der sei nicht größer als ein Daumen und sitze hinter den Ohren des Pferdes. Da wollte der Herr den kleinen Bruder kaufen, der Fuhrmann wollte aber nicht, der Herr bot aber immer mehr Geld, so dass der Fuhrmann endlich einwilligte. Der Herr setzte den Bruder Daum neben sich in die Kutsche, aber das gefiel dem nicht; als sie durch einen Wald fuhren und der Herr eingeschlafen war, sprang der Bruder Daum aus der Kutsche heraus und versteckte sich unter einen Fliegenpilz, so dass ihn der Herr nicht mehr auffinden konnte. Einige Zeit darauf ging ein Fleischerbursche durch den Wald, der bekam Bauchweh und wollte sich niedersetzen. Das sollte aber gerade bei Bruder Daums Fliegenpilze geschehen.

Da rief der Bruder Daum voll Angst: „Du! setz’ dich ne of mich!“ Der Fleischerbursch drehte sich um und fand den kleinen Kerl. Den konnte er gerade verwenden, da er in die Mühle gehen wollte, um Kühe zu stehlen. Er sagte zum Bruder Daum: „Ich gehe in die Mühle Kühe stehlen. Ich werde tun, als wenn ich die Kühe kaufen wollte und wenn ich mit dem Müller im Stalle sein werde, kriechst du aus meiner Tasche und versteckst dich im Stalle. Abends machst du die Türe auf und bringst mir eine Kuh heraus.“ In der Nacht kam der Fleischer und klopfte an die Türe, da schrie der Bruder Daum: „Weche soll ich breng’n, de schworze oder de weiße?“

Der Fleischer sagte ganz leise: „Brenge ok ejne, es, weche os es“ (welche es auch ist). Aber der Bruder Daum schrie immer wieder: „Weche soll ich breng’n, de schworze oder de weiße?“ und schrie so lange, bis der Müller aufwachte und mit dem Knechte in den Stall kam, so dass der Dieb ausreißen musste.

Der Bruder Daum war auf den Kuhlrog gekrochen und eine Kuh leckte ihn mit der Zunge hinunter. Die Kuh wurde jedoch krank und musste geschlachtet werden. Eine alte Frau kaufte die Gedärme und trug sie auf dem Rücken heim. Da schrie der Bruder Daum in den Därmen „Babe! (alte Frau) was’s (wessen) sein de Gedärme, mein’ oder deine?“ „Meine sein’s, ich ho se jo gekouft“, sagte das Weib. In einer Zeit schrie der Bruder Daum wieder: „Babe! was’s sein de Gedärme, mein’ ober deine“. Da warf das Weib die Därme weg und schrie voll Zorn: „Dou behielt der se!“ Da kam ein großer Fleischerhund und fraß die Gedärme mitsamt dem Bruder Daum und damit ist die Geschichte aus.

## **6. Die Geschichte vom albernem Haus.**

(De Geschöchte von olbern Honse.)

Es war einmal eine arme Witfrau, die hatte einen Sohn, und der Sohn hieß Hans, und der Hans war sehr albern. Da sie nicht wusste, was sie mit ihm anfangen sollte, so dachte sie, es wäre am besten, wenn ihr Hans sich verheirate. Hans schaffte sich also ein Mädchen an, und das Mädchen war sehr reich, und es schenkte ihm der Sitte nach am ersten Sonntage ein „Nelkensträußel“, das steckte sich Hans in die Tasche. Wie er nachhause kam, frug ihn die Mutter, wie es ihm gegangen sei. Da erzählte es der Hans und brachte auch das Nelkensträußel aus der

Tasche. „J du Norr du,“ sagte die Mutter, „dos hätt‘st du d‘r sölln of‘n Hut stecken und nej aj de Tosche“. Am anderen Sonntage schenkte ihm das Mädchen einen Vogel. Den steckte der Hans auf den Hut und der Vogel flog davon, da war die Mutter wieder sehr ärgerlich und sagte zu ihm: „Dan Vogel hätt‘ste sölln ai a Hartl (Vogelbauer, Holzkäfig) sperrn“. Am dritten Sonntage schenkte ihm das Mädchen eine Ziege. Da bettelte Hans so lange, bis sie ihm auch ein Hartl dazu gab, da sperrte er die Ziege hinein und trug sie nachhause. Als er nachhause kam, war die Mutter wieder sehr ärgerlich und sagte: „Die hätt‘st du soll‘n o a Strickel binden und hejm führen und an Stol sperrn und Futter gahn, du best doch a rachter olberner Hons“. Am vierten Sonntage sagte das Mädchen: „jetzt wolle sie selber mitgehn“. Da nahm Hans einen Strick und führte sie nachhause, und da die Mutter nicht daheim war, führte er das Mädchen in den Stall band es neben die Ziege und legte ihm Futter vor. Als die Mutter das erfuhr, war sie sehr ärgerlich und band das Mädchen los. Das sagte aber, „es wolle mit dem albernen Hans nichts mehr zu tun haben“ und lief davon. Jetzt wusste die Mutter wieder nicht, was mit dem Hans anfangen sollte, und weil gerade Markt in der Stadt war, schickte sie ihn mit Butter dorthin, die sollte er verkaufen. Weil aber die Straße voll Löcher und ein schlechtes Laufen war, so strich er die ganze Butter in die Löcher und dachte so die Straße zu verbessern. Dann wartete er, ob ihm jemand die Butter bezahlen werde, und als sich bis abends niemand einfand, ging er nachhause. Die Mutter war wieder sehr ärgerlich, dass er kein Geld brachte und sagte: „Du hätt‘st sölln worten, bis jemand dich öm de Botter gefrout (gefragt) hätte!“ Die andere Woche schickte sie ihn mit Quark auf den Markt. Hans musste bei einem Teiche vorbei, da schrien die Frösche immer „Quoak“, „Quoak“ und Hans dachte, sie wollten den Quark kaufen und schüttete den ganzen Quark in den Teich. Dann wartete er, bis ihm die Frösche das Geld geben würden, und als er keines bekam, weinte er sehr und ging nachhause. Die Mutter war wieder sehr ärgerlich und sagte: „wenn wieder jemand of dich schrein wird, dou thu ock, os wenn du’s nej hür’n thät‘st!“ Am anderen Tage kam er bei einem brennend Hause vorbei, da riefen ihm die Leute zu, er solle mit helfen. Hans sprang aber mit gleichen Beinen davon. Da dachten die Leute, er habe das Haus angezündet und prügeln ihn gründlich durch. Da kam er nach Hause und erzählte seiner Mutter, wie es ihm wieder ergangen sei. Da sagte die Mutter: „J du Norr du! Dou hätt‘st du söll‘n ane Konn‘v‘l (Kanne voll)

Wosser nahm' und of dos Foier druf schütt'n!“ Kurz darauf kam Hans zu einer Schlägerei. Da lief er geschwind nach Wasser und begoss die Leute damit. Die wurden darüber wild, ließen von einander ab und prügelten dafür den Hans. Das erzählte er wieder seiner Mutter und die sagte: „Don hätt'ste sölln hie gieh'n und hätt'st sölln sohn, seid ejnig, seid ejnig!“ Bald darauf traf er zwei Fleischerhunde, die einander bisßen. Da ging er auf sie zu und sagte: „seid ejnig, seid ejnig!“ Die Hunde verstanden aber keinen Spass, sondern zerrissen den Hans. Als die Mutter das hörte, hat sie nichts mehr gesagt.

## 7. S' Pitterselichemadel.<sup>2</sup>

'swor amoul a Groufe, dar hotte ane grube Schoufherde. Zu dan kom amoul dr Schäfer und sohte, ar hätte kej Salz mej ver de Schoufe. Dou sohte dr Groufe: „Treib' ock de Schoufe ofn Johrmert (Jahrmarkt) und kejfe Salz. De Schoufe musst'de mer ober olle wieder hejmbrengn.“ Geld gob ar'n ober kejs ne mit. Der Schäfer trieb de Schoufe of'n Johrmert, wor ober gor sehr traurig, weil ar nej wosste, wos ar ofangn söllte.

Don frou't'n s' Pitterselichemadel, „warum os ar denn su traurig wär?“ „J nu Madel, denk d'rsch ock, ich soll de Schoufe ofn Johrmert treiben und soll se olle wieder hejm brengn und soll für dos Geld Salz kejfen und dou weis ich nej, wie ich dos ofangn soll.“

„Wenn's wetter nischt hout,“ meinte dos Madel, „dou brauchst du'n Koup nej su heng'n loss'n, dou loss ock du de Schoufe scharen und verkejfe de Wolle und dou werst du glei Geld hon.“ Dos gefiel dan Schäfer und ar macht'es ou grode su und brochte Salz hejm und Geld noch ubendruf. Don wundert sich dr Groufe gor sehr und frou'te dan Schäfer, wie ar denn of dan Eifol wer kumm'n? Don south'sn dr Schäfer, doss'n s' Pitterselichemadel dan detten Routh gegahn hätte.

Don wolle dr Groufe dos Madel ou garne sahn und ließ' se ofs Schlouß kumm'n und frou't'se, „ob se dan Schäfer dan Routh gegahn hätte?“ „J nu jo,“ soht'se, dan hätt'sn gegahn. „Wenn se werklich su geschoit wär,“ meinte der Groufe, „dou könnt'se jo zu ihm ofs Schlouß ziehn, ober sie derfte halt nej ohgezouhn und nej nackt kumm'n, nej gefohren und nej geloufen, nej bai Tag und nej bai dr Nacht und wenn se dos brette (brächte, ausführte), könnt'se immer bei ihm bleiben.“ Dos Pitterselichemadel ging hejm und sohte über ihren Voter: „Voter, sucht

---

<sup>2</sup> Petersilie-Mädchen = Grünzeughändlerin.



a Brat, an Strick und ane Netze, ich soll zum Groufen kumm'n, nej nackt und nej ohgezohn, nej gefohren und nej geloufen, nej bai Tag und nej bai dr Nacht. Morne es Mittwoche, dou kennt'r mich ei de Netze eipacken und of's Brat benden und znn Groufen schleppen.“ Und su macht'n sie's ou. Wie'se of's Schlouß kom, ließ sies'n Groufn sohn: „nu wärs Pitterselichemadel dou.“ Dou wunderte sich der Groufe sehr, und wie ar kom, sohte 's Pitterselichemadel, se käme nej nackt und nej ohgezoun, sie wär eigewickelt, sie käme nej gelouf'n und nej gefohrn, dr Voter brächt'se geschloppt, und heute wär Mittwoche, dos wär kej Tag und kejne Nacht.

Don lacht'n se n' Groufen alle aus, weil ar dos Madel behalen musste, und dr Groufe hätt'se garne wieder vom Holse gehot und mejnte über se, se könnte sich aus'n Schlosse grode mitnahm, wos se wölte, se söll' ock wieder hejmgiehn. „Na gut,“ mejnt'se, sie würe wieder giehn, ober ersten müste har ane Gosterei gahn und die andern Groufe eiloden.“ Und dos machte har ou.

Don gob se ihren Groufen a Schloufpulver an Wein, und wie ar eingeschloufen war, nahm se sich'n ofn Puckel und trug sichn hejm.

Wie dr Groufe derwachte, wos fenster aj dan Stiebel, und do schrej dr Groufe of seine Bedienten, se sölln de Kerzen ohzündn! Dou drwachte Pitterselichemadels Voter und meinte: „Bei uns foiern (brennen) mer kejne Kerzen, mr foiern ock Spähne“. Don froute dr Groufe, wu ar, denn wäre. „J nu ban Pitterselichemadel.“ Don woll'es dr Groufe wessen, wie ar dou har käme? „J nu,“ sohte s' Pitterselichemadel, „s'wor mer jo derleibt (erlaubt), doss ich mer mitnahm konnte, wos ich wolle“. Don sog dr Groufe, dofs dos Madel noch geschoidter wor os wie har und nohm se wieder mit ofs Schlouß, und wu se nej gestorben sein, laben se hoite noch.

---